

Uni-Prorektor Christoph Kähler im Interview zum mittelmäßigen Abschneiden der Alma mater im jüngsten „Spiegel“-Vergleichstest von Hochschulen:

„Diese Rangliste ist ein Schnappschuß aus einer engen Perspektive“

„Der Spiegel“ hat jüngst ein Ranking der deutschen Universitäten veröffentlicht. 12374 Studenten wurden dafür befragt, an 81 Hochschulen. Darüber hinaus gaben Wissenschaftler Empfehlungen ab. Die Uni Leipzig belegte nur Platz 41. Dazu sprach Campus mit Professor Christoph Kähler, Prorektor für Lehre und Studium.

Psychologie. Da wird von uns verlangt, daß wir über das vernünftige Maß hinaus Studenten aufnehmen. Dabei kann gar nichts anderes herauskommen als überfüllte Seminare.



Christoph Kähler

Es wurde ja nicht nur nach der Überfüllung gefragt, sondern auch nach dem Lehrangebot, den Dozenten, der Praxisnähe, der Ausstattung. Auch da hat Leipzig nicht gut abgeschnitten.

Es gibt eine ganze Reihe von Fächern, in denen unsere Ausstattung gut ist. In anderen Untersuchungen sind wir differenzierter beurteilt worden. Diese Rangliste ist ein Schnappschuß aus einer engen Perspektive. Seit etwa zwei Jahren erstellen Professoren und Studenten Lehrberichte über ihre Fakultät. Wenn wir was tun wollen, müssen wir versuchen, diese Lehrberichte zum Instrument zu machen, in dem gesagt wird: Das und das ist schwierig. Vieles haben wir aber selbst nicht in der Hand: die Zulassungsnormen, die Bi-

othlekausstattung, die Gebäude.

Ein Punkt in der Umfrage war die Praxisnähe. Offenbar haben die Studenten eine gewisse Erwartungshaltung. Müssen Sie die nicht besser erfüllen?

Das ist die Frage, was ein Studium soll. Ich denke, daß es primär nicht die Aufgabe einer Universität ist, eine berufspraktische Ausbildung zu leisten, sondern die Neugier und das wissenschaftliche Nachdenken zu wecken, die eine bessere Praxis ermöglichen.

Die Leistungen der Dozenten werden oft als mittelmäßig eingestuft. Ist das jetzt ein Ansporn für die Lehrenden?

So pauschal halte ich das Urteil für ungerecht. Außerdem würde ich gerne differenzieren und die Studenten nicht als Masse behandeln. Es ist ein Unterschied, ob leistungsstarke oder schwache Studenten beurteilt. Nach meiner Beobachtung ist es so, daß Wünsche leistungsstarker Studenten von den Dozenten im Grunde anerkannt werden.

Es gibt auch Fächer, wo die Uni Leipzig gut abgeschnitten hat. Psychologie und Mathematik zum Beispiel. Was wird da besser gemacht als anderswo?

In der Mathematik sind die Relationen

zwischen Lehrenden und Studierenden günstig. In der Psychologie gibt es erhebliche Anstrengungen für einen optimalen Studienablauf. Bei schlechter beurteilten Fächern wie Jura sind wir bis über die Halskrause zu. Die verordneten hohen Immatrikulationszahlen halte ich für einen Skandal.

Die Uni wäre also besser dran, wenn der Zugang noch mehr begrenzt würde?

Der Wissenschaftsrat hat andere Zulassungsnormen vorgeschlagen. Das bedeutet aber, daß noch mehr Bewerber abgelehnt werden müßten. Für diese brauchten wir andere Ausbildungsmöglichkeiten.

Sie wären dafür?

Das ist ambivalent. Das Grundgesetz sagt nicht ohne Grund, daß die Berufsfreiheit zu den Grundrechten gehört, damit auch die Studienfreiheit. Wir sind in einem Zielkonflikt, der sich nicht billig auflösen läßt. Entweder eine gute Ausbildung für wenige oder die Massenausbildung, zu der wir gezwungen werden. Die kann nicht besonders gut sein. Natürlich können wir aber auch an der Massenuniversität etwas tun.

Was denn genau?

Ich kann den Fakultäten nur helfen, Programme aufzustellen. Ich könnte es, selbst wenn ich wollte, nicht von oben anordnen. Wir versuchen, die Selbstreflexion in Gang zu setzen.

Zurück zur Umfrage. Ist es Ihnen wichtig, auf welchem Platz die Uni bei solchen Umfragen steht oder nicht?

Solehe Umfragen verschaffen ein Image, insofern sind sie ernst zu nehmen. Wir müssen uns einen guten, wenigstens soliden Ruf erarbeiten. Wer aber ernsthaft mit uns diskutiert, den müssen wir auf differenziertere Urteile hinweisen. Dem müssen wir auch erklären, unter welchen Bedingungen die Universitäten arbeiten. Leipzig hat objektiv beschreibbare Schwierigkeiten.

Welche?

Die Bibliotheksmittel fallen dramatisch. Wir mußten zudem in den letzten Jahren 240 Stellen abbauen, bei steigenden Studentenzahlen. Das führt zu Konsequenzen. Diese Gesellschaft läßt eine ganze Generation bei uns ab, ist aber nicht mehr bereit, das zu zahlen. Das ist schon schizophoren.

Interview: Carsten Heckmann
Lesen Sie dazu auch die „Campus-Meinung“

Campus-Meinung

Schuld zuweisen reicht nicht

Von CARSTEN HECKMANN



Die Stimmung der Studenten ist schlecht, darüber läßt sich nicht streiten, auch nicht mit der Universitätsleitung. Die scheint allerdings der Meinung zu sein, daß das subjektive Befinden – rein objektiv gesehen – gar nicht schlecht sein dürfte.

Diese Kritik bietet sich an. In der Tat hat der „Spiegel“ objektiv bewertbare Kriterien außer acht gelassen. Nur: Auch Stimmungen haben ihre Ursachen, und die müssen bekämpft werden. In der Führungsetage sucht man aber die wesentlichen Ursachen nicht bei der Universität selbst. Die Hauptschuld wird anderen zugewiesen. Jedoch: Wäre die Uni nicht auf Platz 41, sondern auf Rang vier gelaundet, hätte man sich bestimmt liebend gern auf die eigenen Schultern geklopft.

Zugeständnisse gibt es bislang wenige. Die Patentlösung lautet: Weniger Studenten, mehr Geld, dann wird's schon werden. Mehr Praxisnähe? Können die Studenten darauf hoffen?

Viele Dozenten kümmern sich ohnehin lieber um die Forschung als die Lehre, schon des guten Images wegen – ihres eigenen. Das Ansehen der Universität leidet weiter – nicht unter Professoren natürlich, sondern unter Studenten, um die es in erster Linie gehen sollte. Die Beruhigung des eigenen Gewissens fällt derweil leicht: Der Nachwuchs komme schließlich „in Scharen“. Viele kommen, längst nicht allen gefällt's. Die zweite Hälfte dieser Wahrheit wird einfach ausgeblendet.

Übrigens...

...hat die Hochschule für Grafik und Buchkunst unter größten Anstrengungen versucht, die akademische Balleiszeit wieder zu beleben. Und um das Ganze richtig schön offiziell zu machen, wurden natürlich die Vertreter der Presse geladen. Leider war aber der finanzielle Aufwand für den „Föderball“ nicht von schlechten Eltern. So entschloß man sich, die saftigen 130 Mark Eintritt auch von den eingeladenen Journalisten zu verlangen. Immerhin gewährte man der Campus-Redaktion den ermäßigten Studentenpreis... Das wäre doch nicht nötig gewesen!

Studentenfutter

Fest-Premiere

Uni-Fest ante portas: Am 11. und 12. Juni soll das erstmals ausgerichtete Spektakel Universität und Stadt ineinander näherbringen. „Die Universität will sich nach außen öffnen“, sagt Ralf Schulte, Uni-Dezernent für Öffentlichkeitsarbeit. Am Abend des ersten Tages findet im Festsaal des Alten Rathauses ein akademischer Festakt mit einer Titelverleihung statt. Tags darauf präsentieren sich alle Fakultäten von 10 bis 16 Uhr an der Grimmaischen Straße, Vorlesungen inklusive. Abends gibt's dann gleich zwei Sommerfeste, eines auf dem Innenhof am Augustusplatz und ein etwas gediegeneres auf dem Innenhof an der Ritterstraße.

Bach für alle

Wenn zum Bachfest vom 12. bis 16. Mai in Leipzig Musiker mit ihren Bachinterpretationen wetteifern, sind auch Studierende der Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ dabei. Bach für alle spielen sie am Donnerstag, 13. Mai, von 15 Uhr an auf dem Marktplatz: Das Orchester der Hochschule gibt ein Open-air-Konzert mit Werken von Johann Sebastian Bach, Robert Schumann und Felix Mendelssohn Bartholdy. Am Sonntag, 15. Mai, stehen Motetten und Orgelwerke der Bachfamilie auf dem Programm eines Konzerts des Kammerchors, um 11 Uhr in der Peterskirche.

1. Preis für Stadt N

Die Leipzigerin Ricarda Roggan hat bei dem Wettbewerb um den Kunstförderpreis der Stadt Halle „Translation“ den ersten Platz belegt. Mit ihrer Installation „Stadt N“ gewann die Fotografiestudentin von der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) 5000 Mark. Auch einer der beiden dritten Preise ging an einen Studenten der HGB: Bernhard Schipper überzeuete die Jury mit seiner Arbeit „I am the doorway“, sie thematisiert die Mobilisierung der heutigen Kommunikation.

Wie kämpft man gegen einen Krieg?

Studenten gespalten zwischen politischem und humanitärem Engagement für das Kosovo / Ein Rückblick

Von ANKE BAUERMEISTER

Im Hörsaal 16 am Augustusplatz brannte die Luft: „Wir sollten uns darüber einigen, wer wir sein wollen und wie wir auf die Leute zugehen. Erst dann können wir irgendwelche Aktionen planen“, entrüstete sich ein Student ganz vorne. Von hinten schallte es zurück: „Was willst du eigentlich? Daß wir alle in einer Reihe stehen und uns unterordnen? Der Krieg ist jetzt. Wir sollten uns keine lange inhaltliche Diskussion liefern!“ Die Studentin mit den roten Haaren war zum Gründungstreffen des Anti-Krieg-Komitees (AKK) an die Universität gekommen, weil sie nicht mehr nur betroffen vor dem Fernseher sitzen wollte. Das war am 19. April, zwei Wochen nach dem Beginn des Sommersemesters und vier Wochen nach dem Start des Luftkriegs der Nato-Bündnispartner gegen Jugoslawien.

Der Semesterauftakt fiel in eine höchst brisante Zeit. Während sich Deutschland mit seiner politischen und moralischen Verantwortung auseinandersetzte, blieb es an den Leipziger Hochschulen erstaunlich ruhig. Vorerst, so schien es zumindest, kümmerte die Studenten eher der Kampf um Seminarplätze als der Kampf auf dem Balkan. „Zu Semesterbeginn war jeder Student erstmal beschäftigt. Daß das Engagement fehlt, bedeutet deshalb nicht gleich, daß die Studenten unpolitisch sind“, erklärt Maria Huber, Professorin für Politikwissenschaft, die anfängliche Stille auf dem Campus.

Als bald bieten dann aber Lehrveranstaltungen der Dozenten Foren für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen. Huber sagt: „Die Kosovo-Krise wird auf zwei Sitzungen meines Seminars zu Ost-West-Beziehungen eine Rolle spielen. Mehr kann ich nicht tun. Ich kann nicht den Anspruch erheben, klüger zu sein als die Akteure selbst.“ Auch andere Institute leisten ihren Beitrag, wie zum Beispiel das Geschichtsinstitut: Professor

Wolfgang Höpken hat eines seiner Seminare auf das Thema Kosovo umgestellt.

Szenenwechsel: Jurastudent Ole steht vor der Mensa und verteilt Flugblätter. Seine Kommilitonen drängeln sich vor den Flügeltüren. Sie kommen von allen Seiten – doch nicht an Ole und seinen Flugblättern vorbei. „Mach mit beim Aufbau eines Anti-Kriegs-Komitees! Nur unser gemeinsamer Widerstand kann den Krieg beenden!“ Einige Tage später: ein Kuchenbasar im Hörsaalgebäude. Anna-Luise Ruttman und Laura Serra Merckens haben zusammen mit Freunden gebacken. Studenten bleiben überrascht stehen und lesen sich die bereitgelegten Informationsblätter durch. Mit dem Erlös des Kuchenverkaufs soll ein Hilfstransport nach Tetovo in Mazedonien finanziert werden.

Die zweite Woche des Semesters ist geprägt von einzelnen Initiativen nach dem Motto: Engagement gegen die Hilflosigkeit. Daß diese Studenten ihre Meinung in die Öffentlichkeit tragen, ist anerkanntswert. Andere fragen sich: „Warum organisieren wir uns nicht?“ Eine Hochschule bestehe aus vielfältigen universitären Vereinigungen, die dafür eine geeignete Plattform liefern könnten.

Wie reagieren diese Studentengruppen auf den Krieg? Informationstag des Studentenrats auf dem Uni-Innenhof. Bei Sonnenschein, Freibier und Musik stellen sich verschiedene Vereinigungen vor. Eine gute Gelegenheit, um herauszufinden, wie sie zum Kosovo-Konflikt stehen. Christliche Gruppen organisieren Spendenaktionen und beten. Politische Vereinigungen laden zu Vorträgen und informieren. Hier steht wiederum Ole für die AKKS. „Wir wollen die Anti-Kriegs-Bewegung nach außen tragen und eine breite Masse mobilisieren. Dazu planen wir Aktionen.“

Der kleinste gemeinsame Nenner aller AKK-Projekte ist die Kritik am militärischen Eingreifen der Nato. Bei den Treffen kommt es immer wieder zu



Studentische Mitglieder der Initiative „Hilfe für Kosovo-Flüchtlinge“ packen Care-Pakete, für die sie auf dem Universitäts-Innenhof sammelten. Fotos (5): Britta Müller

Vorzögerungen, weil sich inhaltliche Diskussionen mit organisatorischen Vermischen. Der Kompromiß schließlich: Spaltung. Zwei Linien zeichnen sich ab. Für die einen ist das politische Statement eine Möglichkeit, um der Krisensituation in Europa, speziell in Deutschland zu begegnen. Die anderen sehen in der humanitären Hilfe die dringlichere Aufgabe. Das Kammeror-

chester der Hochschule für Musik und Theater gibt ein Konzert in der Thomaskirche. Der Erlös geht an die gemeinsame Kosovo-Hilfe der LVZ, der Sparkasse und der Stadt Leipzig. Plant das Orchester weitere Aktionen? Dirigent Even Christ sagt: „Das habe ich mir schon überlegt. Aber die Hoffnung war eigentlich, daß andere Studenten unserem Beispiel folgen würden.“

Der Albaner Ilir Bice befürwortet das Eingreifen, aber:

„Krieg ist die letzte Option“

„Die Unabhängigkeit des Kosovo ist nicht mehr aufzuhalten“, meint Ilir Bice, albanischer Medizinstudent an der Universität. „Man kann das mit einer Geburt vergleichen. Wenn die angefangen hat, kann man nicht mehr zurück.“ Was sich da an Haß angestaut habe, sei innerhalb von ein paar Jahren nicht vergessen. Dabei denkt Ilir an zwei Freunde aus dem Kosovo: „Ich fürchte, die kämpfen jetzt für die UCK.“ Ein friedliches Zusammenleben von Albanern und Serben sei auf Jahre hinaus nicht mehr möglich. „Wenn die Flüchtlinge wissen, daß nach drei, vier Jahren statt der NATO wieder die Serben kommen, geht doch keiner zurück.“

Die NATO habe den Krisenherd viel zu spät wahrgenommen. Beim Abkommen von Dayton sei die Entwicklung längst vorhersehbar gewesen. Die ersten Luftangriffe hat der 25jährige aus dem südostalbanischen Pogradec daher mit gemischten Gefühlen beobachtet: „Ich habe mich gefreut, daß die westlichen Länder endlich kapiert haben, was da los war, und daß die Kosovo-Albaner jetzt Schutz haben. Aber es hat weh getan, daß erst soviel passieren mußte. Vielleicht hätte es zu einem früheren Zeitpunkt andere Mittel gegeben.“ Krieg sei schließlich im-

mer die letzte Option. Anti-Kriegs-Komitees, wie auch an der Leipziger Uni, sieht Ilir skeptisch. Oft werde damit nur sozialistisches, anti-imperialistisches Gedankengut propagiert. „Milosevic hat in den letzten zehn Jahren vier Kriege geführt Wieso gab es da kein Anti-Kriegs-Komitee?“ Die extremen Kriegsgegner gerieten leicht in Gefahr, die Politik Milosevic bewußt oder unbewußt zu unterstützen.

Bei all dem Leid, das auf dem Balkan herrscht, freut sich Ilir Bice über die enorme Hilfsbereitschaft in seiner Heimat. Auch seine Familie habe Flüchtlinge in ihrem Haus aufgenommen. Ebenso beeindruckt ist der Albaner von der enormen Spendenbereitschaft hierzulande. Einige Studenten hätten bis zu 400 Mark gegeben. Anja Höpel



Der albanische Medizinstudent Ilir betrachtet die Offensive der NATO mit gemischten Gefühlen...

Die Serbin Jelena Invankovic-Hendgen hat Angst:

„Meine Familie lebt dort!“

Verzweifelt, wütend und ängstlich fühlt sich Jelena Invankovic-Hendgen seit Wochen. Die Serbin, die seit neun Jahren in Leipzig lebt und hier Germanistik und Südslawistik studiert, kann immer noch nicht fassen, daß ihre Heimat bombardiert wird.

Daß die NATO ihre Drohungen wahr machen würde, hatten auch ihre Eltern bis zuletzt nicht geglaubt. Inzwischen sei der Kriegsalarms Alltags geworden. Seither telefoniert Jelena täglich mit ihrer Familie. „Ich bin froh, wenn ich jeden Tag durchkomme und höre ‚Wir leben noch‘. Meine Familie lebt dort – das ist meine primäre Angst.“ Schließlich würden nicht die Verantwortlichen bombardiert. „Milosevic und Clinton sitzen doch im Trocknen.“ Statt dessen

werde das ganze Land in Schutt und Asche gelegt. Natürlich billige sie die Vertreibung im Kosovo nicht, aber „wenn ich die zerstörte Brücke in Novi Sad sehe, über die ich als Kind gelaufen bin, weiß ich nicht, was die einem Kosovo-Flüchtling geholfen hat!“ Sie frage sich, was das für eine Legitimation sei, eine Völkergruppe zu töten, um eine andere zu retten. „Was kann denn mein kleiner Neffe dafür, der in Serbien leben muß?“

Obwohl Jelena sich vehement gegen den Krieg ausspricht, hält sie nicht viel von den stattfindenden Protestaktionen. Eine Kundgebung hat sie vor kurzem vorzeitig verlassen. „Das wurde ausgeschlachtet für innere Politik – da wird vergessen, daß Menschen sterben.“ Auch die Berichterstattung im Fernsehen sei nicht viel besser. „Die zeigen zuerst was über die drei gefangenen Amis, dann über die Flugzeuge, und erst im dritten Block kommen die Flüchtlinge.“ Außerdem regt sich Jelena über die Wortwahl der Politiker auf. Zu Beginn der Luftangriffe habe man noch von „Gegnern“ gesprochen. Mittlerweile seien die Serben schon der „Feind“. „Ich bin mit einem Deutschen verheiratet – sind wir jetzt etwa Feinde?“



...während die serbische Germanistikstudentin Jelena den Krieg absolut verurteilt.

Anja Höpel

Unikum

Nennen Sie mich ruhig Soziologin

Schon frühzeitig sei es ihr wichtig gewesen, daß sie sich in der Wissenschaft nicht nur in Zirkeln von Philosophen bewegt habe. Bei Diskussionen sage sie bis heute niemand zu ihr: „Ach, die Philosophie!“ Dabei hat die 37 Jahre alte Weyma Lübke seit diesem Semester den Lehrstuhl für Praktische Philosophie an der Universität inne.



Weyma Lübke

Scharfsinn und Wissen um die Tradition: Ja, überlegt sie, dies müsse ein Philosoph besitzen und beschreibt so zugleich auch sich selbst. Scharfsinnig sei jemand, der Argumentationen durchschau könne. Wenn er dazu noch klassische Probleme, die also nicht veralten, kenne, dann sei er Philosoph. Aber halt: Zudem müsse er sich auf verschiedene Sprachniveaus einstellen und auch ohne Fachjargon auskommen können. Philosophie solle auch nach außen verständlich gemacht werden. „Man muß nicht jedes Mal zwei Seiten Aristoteles zitieren.“

Sie studierte Philosophie und Kultur- und Sozialwissenschaften in Zürich, Konstanz und München. 1989 promovierte sie in Konstanz bei Jürgen Mittelstraß und Ralf Dahrendorf. Dabei verteidigte sie Thesen von Max Weber gegen Kritiken von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann. Ihre Habilitation legte die Philosophin 1997 vor, sie beschäftigte sich mit Verantwortung: Wer hat etwa am Ozonloch schuld? „Dafür sind wir alle verantwortlich“, sei oft zu hören. Aber so einfach sei es eben nicht: „Beim Ozonloch gibt es keine Täter“, sagt Lübke, dafür seien die Zusammenhänge zu komplex. Überhaupt werde es immer schwieriger, eindeutige Antworten zu geben. Wird sich die Erde künftig erwärmen? Oder ist dies nur ein Schreckensszenario?

Sie, Lübke, wolle Grenzen zwischen Wissenschaften, die nur „historisch zufällig entstanden sind“, passieren und mit Juristen und Sozialwissenschaftlern forschen. Warum dann Philosophie? „Sie können mich auch gern Soziologin nennen“, erwidert die junge Professorin. Doch ob sie auch weiterhin noch so viel Zeit zum Forschen finden werde, wisse sie nicht. Aber ihre Seminare werden sich an ihren Forschungen orientieren, etwa zu ethischen Schwierigkeiten der Gesundheitspolitik und des Umweltrechts. Forschung und Lehre glücklich vereint – Humboldt wäre froh.

Weshalb es so wenige Professorinnen gibt? Beruf und Familie seien häufig nur schwer miteinander zu vereinbaren. Darüber hinaus gefalle nicht jeder Frau das häufige Wechseln von Stadt zu Stadt. Sie selbst kam erst vor Ostern von Berlin nach Leipzig. „Und viele Frauen wollen auch keinen Hausmann heiraten“, sagt Lübke. Sven Eichstädt

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Sven Eichstädt, Carsten Heckmann und Katrin Ohlendorf. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax: (0341) 9 73 57 44/46.